

Lüchtigste bei und es war ein Glück für sie, daß ihr die Wirthschaft viel Sorgen machte, darüber vergaß sie zum Theil die Sorgen und den Kummer, welche an ihrem Herzen zehrten. Sie wurde ruhiger und allmählig fingen ihre Wangen an, sich wieder zu färben, So schwand der Winter still für sie hin.

Nur eins störte ihre Ruhe auf kurze Zeit. — Betty starb gegen Ende des Winters in einer Irrenanstalt. Dorthin war sie bald nach ihrer Verhaftung gebracht worden. Ueber das Motiv ihres Nordversuches hatte sie hartnäckig geschwiegen, überhaupt hatte sie während der ganzen Zeit in dem Gefängnisse und in der Irrenanstalt keine zwanzig Worte gesprochen. Erst in dem Augenblicke des Todes hatte ihr zerrütteter Geist für kurze Zeit ein klares Bewußtsein wieder bekommen und in diesen wenigen Stunden hatte sie ihr Vorhaben bitter bereut. Sie ließ Margarethe durch ihre Wärterin im Irrenhause einen Gruß überbringen und sie bitten, ihr nicht zu zürnen.

Margarethe hatte ihr nie geübt. Wußte sie doch, daß nur Eifersucht das unglückliche Mädchen zu der That getrieben hatte. Sie unterstützte sogar des Mädchens Eltern und ließ sich von ihnen erzählen, wie Röber oft des Abends zu ihnen in das Försterhaus gekommen sei, aber meist in düsteres Schweigen versunken dagesessen habe.

In der Haideschenke herrschte ein wildes, unordentliches Leben. Wer jetzt in dieselbe kam, erkannte sie kaum wieder, mochte sie von außen auch noch ebenso aussehen. Früher, als Röber noch in ihr waltete, machte sie durch die Sauberkeit und Ordnung, welche in ihr herrschte, einen einnehmenden Eindruck, jetzt war das Gegentheil der Fall. Schmutz und Unordnung überall. Früher war es oft auch lustig in ihr hergegangen, aber die Lust hatte ihre Grenzen gehabt und Niemand hatte sich zu schämen brauchen, dort einzukommen. Jetzt ertönte nur der Lärm wüster und roher Gesellen aus ihr, und Jeder, der auf seinen Ruf etwas hielt, vermied es, in der Schenke einzukommen.

Der neue Haidewirth selbst war Schuld daran. Er hatte ein wüstes Leben geführt und war fast bis zum Bettler herabgesunken. Da hatte er ein Mädchen mit einigem Vermögen geheirathet und seinen längst gehegten Wunsch, selbst eine Schenke zu besitzen, in Erfüllung gebracht. Zum Wirth taugte er indes am wenigsten. Er selbst war sein bester Gast. Am Morgen schon war er betrunken, die Nachmittage verschief er und Abends spielte er mit gleichgesinnten rohen Gesellen bis tief in die Nacht hinein. Da ging es selten ohne Streit und wüsten Lärm ab, und der schlimmste von Allen, war er schon von seinen Gästen aus seinem eigenen Hause hinausgeworfen worden.

Seine Frau war nicht besser als er selbst. Um die Wirthschaft bekümmerte auch sie sich nicht, die war allein den Knechten und Mägden überlassen. Diese machten sich leichte Tage und waren nur auf sich selbst bedacht. Ihre Herrschaft diente ihnen ja zum schönsten Vorbilde. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß eine wohlgeleitete Wirthschaft so schnell hätte herunterkommen können.

Der neue Haidewirth besaß die Schenke noch nicht viel länger als ein halbes Jahr und schon war er nicht mehr im Stande, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Verdient hatte er keinen Pfennig, gezehrt hatten eine Menge an der Haideschenke und im Spiel hatte er obendrein viel verloren. Um nur etwas zu retten, war er entschlossen, die Schenke wieder zu verkaufen.

Mit Schmerz hatte Margarethe den schnellen Verkauf der Haideschenke wahrgenommen.

Sie war der Stolz ihres Geliebten gewesen und jetzt scheute sich jeder rechtliche Mensch, in ihr einzukommen. Sie war zwar Röbers Eigenthum nicht mehr, dennoch fühlte Margarethe für ihn den Schmerz, wenn er zurückkehren sollte und sein Werk, denn er hatte sie erst gehoben, so schnell wieder vernichtet sah. Kaum hatte sie des neuen Wirths Entschluß, die Schenke wieder zu verkaufen, gehört, so stieg in ihr der Gedanke auf, selbst die Haideschenke zu kaufen und sie zu ihrem früheren Zustande wieder zurückzuführen.

Ihr Vormund war dagegen. Sie, die reiche Erbin, die Besitzerin des großen Ackerhofs, sollte Wirthin in der Haideschenke werden? Dennoch gab er Margarethes Wunsch endlich nach. Die Haideschenke wurde gekauft, der Ackerhof verpachtet.

Es war für Margarethe der erste Freudentag seit langer, langer Zeit, als sie in das Haus einzog, in welchem Röber gewohnt hatte. Ihr ahnte, daß sie hier noch glücklich werden könne.

Ein anderer Geist schien von diesem Tage an dort eingelehrt zu sein. Mit Entschlossenheit, Kraft und Umsicht nahm sie die Wirthschaft in die Hand. Kostete es ihr auch Mühe, der Haideschenke ihren früheren Ruf wieder zu gewinnen, es gelang ihr doch vollkommen.

Dies Leben sagte ihr zu. Ihre volle Gesundheit lehrte zurück, ihre Wangen blühten wieder, wenn auch ein schmerzlicher Zug in ihrem Gesichte haften blieb. So schnell ließ sich nicht vergessen, was sie erduldet

hatte, und wenn die Arbeit beendet, wenn sie allein war, dann lehrten trübe, traurige Erinnerungen für sie zurück.

Nur eins konnte sie glücklich stimmen, wenn sie die Gegenwart übersprang und ihre Gedanken ungehindert in die Zukunft eilen ließ, wenn sie sich ausmalte, wie andere Zeiten über das Land kämen, wenn Röber dann zurückkäme, wenn sie an die Freude dachte, die er empfinden mußte, wenn er sein früheres Eigenthum in so guten Händen sah. Bis dahin konnten freilich noch Jahre vergehen.

Die junge, schöne und reiche Haidewirthin erregte viel Aufsehen und mancher stattliche junge Mann kehrte in der Haideschenke mit der Absicht ein, das Herz der Wirthin und ihr Vermögen zugleich zu gewinnen.

Margarethe blieb sich gegen alle gleich. Allen trat sie in gleich freundlicher, unbefangener Weise entgegen. Die Treue, welche sie Röber geschworen, stand unerschütterlich in ihr fest. Und kehrte er nie wieder, so war sie entschlossen, sich nie zu verheirathen.

So schwanden ihr in diesem Leben, das ihr Arbeit und tägliche Zerstreuung brachte, die Jahre wie im Fluge hin. Sie hätte es nimmer für möglich gehalten. Wohl hatte sie von Röber nicht eine einzige Kunde erhalten und sie war überzeugt, daß er nicht mehr am Leben sei, dennoch hatten die Jahre ihrem Herzen eine größere Ruhe gebracht und eine milde ruhige Freundlichkeit verließ sie selten. Hatte sie doch die Genugthuung, daß Alle, welche sie kannten und mit ihr in Berührung kamen, sie hochachteten und liebten.

Da änderten sich plötzlich und fast unerwartet die Zeiten. Die Zustände in dem Königreich Westphalen konnten sich ja nur so lange halten, als Napoleons Macht sich hielt. Diesen aber hatte, als er sich auf dem Gipfel seines Ruhmes wähnte, die Nemesis erreicht. Der russische Winter hatte sein gewaltiges Heer bis auf geringe Ueberreste vernichtet und zugleich stark an den Säulen seiner Macht gerüttelt.

Ein neuer Hauch und Geist wehte in dem Frühlinge 1813 über Deutschland hin. Tausende rüsteten sich zum Kampfe gegen die französischen Unterdrücker und wenn auch König Jerome's Thron noch stand und die Polizei und Gensdarmen noch die Nacht im Lande hatten, lange konnte es nicht mehr währen, bis auch dieses Reich zertrümmert wurde und auch über diesem schwergeprüften Lande die Sonne der Freiheit aufging.

Kaum war im Oktober der feige Jerome aus Cassel entflohen, so brach die ganze französische Herrschaft des Königreichs Westphalen zusammen. Die Gensdarmen und die Polizei, alle französische Beamten und Diener der Unterdrücker verschwanden. Das ganze Land athmete und jauchzte auf und zu den preussischen Fahnen strömten jetzt Tausende.

Auch in Margarethes Herz loderte eine Hoffnung wieder auf, welche längst gestorben zu sein schien. Jetzt war das Land frei — jetzt konnte auch Röber wieder zurückkehren. Dester trat sie von Sehnsucht und einer inneren Ahnung getrieben, vor die Thür und blickte die Straße hinab, welche vor dem Hause vorüberführte. Es war ihr, als ob er daherkommen müßte, aber er kam nicht, und mit getäuschter Hoffnung trat sie jedesmal in das Haus zurück.

Wieder war sie eines Tages vor die Thür getreten. Ein Wagen rollte aus der Ferne schnell daher. Da bog sich ein Mann aus demselben und winkte grüßend mit dem Hute. Sie suchte zusammen. Das Herz schlug ihr so schnell, daß sie kaum zu athmen vermochte. Sie hatte den Mann nicht erkannt, die Entfernung war eine zu große, aber laut rief es in ihr: er ist es — er ist es! An dem Thürpfosten mußte sich sich halten, um nicht umzufinken, so mächtig wirkte dieser Gedanke auf sie ein.

Näher und näher rollte der Wagen heran. Sie sah den Mann noch mehrere Male zum Wagen heraus grüßen — vor ihren Augen tanzte Alles. Gegenstürmen wollte sie ihm, allein sie vermochte sich kaum zu rühren. Gelähmt hatte sie die plötzliche Freude.

Da hielt der Wagen vor der Schenke still. Der Mann, der in ihm saß, stieg aus. Halb vorgebeugt, mit starrem Blicke schaute sie ihn an — es war nicht Röber.

„Ihr seid die Haidewirthin?“ fragte der Fremde, an sie herantretend.

„Ja,“ brachte sie mit Mühe hervor.

„Und wo ist Euer Mann?“ fragte der Fremde weiter. „Wo ist Röber?“

Sie wollte antworten. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen. Alles Blut drang ihr gewaltsam zum Herzen. Zu groß war die Freude gewesen — zu groß die Täuschung. Sie rang nach Athem. Ihre Hände suchten sich an dem Thürpfosten zu halten, ihre Knie drohten einzubrechen.

Der Fremde sprang hinzu und hielt sie. Auf seinen Armen brachte er sie in das Zimmer, wo sie bald ihre Fassung wiedergewann. Hier gab er sich als den Grafen zu erkennen, welchen Röber zweimal gerettet hatte. Er selbst war damals nach England ge-

flohen und hatte von seinem Retter nichts weiter erfahren. Ihn aufzusuchen, war er jetzt gekommen.

Margarethe erzählte ihm Röbers Geschick und verhehlte ihm nicht, in welchem Verhältniß sie zu ihm stand und wie sie seit Jahren nichts von ihm gehört habe. Es that ihr wohl, bei dem Grafen eine wahre und innige Theilnahme zu finden.

Und wieder schwanden Wochen, Monde, und der Winter schwand wie in der früheren Zeit für sie dahin. Ganz Deutschland war frei. Die Franzosen waren über den Rhein zurückgedrückt, in Paris selbst hatten die Verbündeten ihr Quartier aufgeschlagen. Täglich sah Margarethe heimkehrende Krieger, welche den Feldzug mitgemacht hatten, auf der Straße daher kommen und fast Alle kehrten in der Haideschenke vor, deren schmüdes Aeußere gar zu einladend war.

Wohl blickte sie in der stillen Hoffnung, daß Röber unter ihnen sein könne, forschend in jedes Gesicht und fragte Manchen nach ihm. — Niemand wußte von ihm, selbst die nicht, welche ihn früher gekannt hatten. Da schwand auch die letzte Hoffnung in ihr.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Ein Hochstapler stückchen, bei welchem ein in Kairo ansässiger deutscher Arzt unbewußt eine hervorragende Rolle spielt, ereignete sich dieser Tage daselbst. Zu diesem, nennen wir ihn kurzweg den Doctor, kam ein elegant aussehender Mann, der seine Meinung über einen geisteskranken Verwandten des Besuchers hören wollte. Der Arzt bestellte ihn für den kommenden Tag, 3 Uhr Nachmittags. Zugleich verständigte er aber seine Dienerschaft, daß derselbe Herr am nächsten Tage einen Irren bringen werde. Zur bezeichneten Stunde des folgenden Tages erschien bei einem bekannten Sarraf (Geldwechsler) derselbe Herr und sagte dem Wechsel, daß der Doctor 125 Napoleons gegen 100 Guineen umtauschen wolle. Der Sarraf, hecherfreut, bot sich zu dem Geschäfte an, doch bestand er darauf, den ihm unbekanntem Fremden in die Wohnung des Arztes zu begleiten. Dort angelangt, wurden sie von einem Diener in einen Salon geführt, und nun nahm der Fremde die 100 Pfund des Sarraf, um sie dem Doctor, welcher im Arbeitscabinet nebenan sich befand, zu übergeben und dafür die 125 Napoleons zu bringen. Sprach's, nahm die 100 Guineen und ging. Der Sarraf wartete bereits eine Viertelstunde und begann unruhig zu werden. Um nach der Ursache der Verzögerung zu forschen, stand er auf und ging auf die Thüre zu. Tack! hörte er, wie das Umbrechen eines Schlüssels, und richtig fand er die Thüre verschlossen. Die Frau des Arztes nämlich, als sie sah, daß der Irre sich entfernen wollte, hatte ihn rasch eingesperrt. Der arme Sarraf, zu Tode erschreckt, hebt ein jämmerliches Geschrei an, er wüthet, rüttelt an den Thüren, und dazwischen kommt der Arzt. Der Irre ist offenbar im besten Paroxysmus und vorsichtshalber werden alle Diener auf Wache hinter der Thüre beordert. Der Doctor tritt ein, der Irre auf ihn zu: „Mein Retter, mein Erlöser, geben Sie mir meine 100 Pfund!“ Der Doctor sucht Ausflüchte, beruhigt ihn — umsonst, die fixe Idee mit dem Geld läßt sich nicht vertreiben. Der Sarraf, der die Worte des Doctors für Spott nimmt, wird wüthend, er droht und tobt wieder — aber es bekam ihm schlecht. Auf ein Zeichen stürzen drei handfeste Diener herein, ziehen dem Sarraf die Kleider vom Leibe, binden ihm die Hände auf den Rücken und verlegen ihm auf 5 Minuten eine grauenvolle Douch von Eiswasser. Nun scheint dem armen Sarraf ein Licht aufgegangen zu sein, denn als die Tortur aufgehört hatte und er ein bisschen zu sich gekommen war, begann er dem Arzte den Hergang zu erzählen. Der gute Doctor soll ein sehr langes Gesicht gemacht haben, als er erfuhr, wie er der unschuldige Mithelfer eines abgefeimten Spitzbuben geworden war. Aber da war nicht mehr zu helfen und er tröstete den betrogenen Wechsel mit der Versicherung, daß er für die Consultation kein Honorar fordern werde.

— Kurzer Bescheid. Bei einem seiner schneidigen Kürze wegen bekannten Regimentscommandeur meldete sich der Sohn eines reichen Gutsbesizers zum Eintritt ins Regiment als Avantagieur. Der alte Handegen hörte ihn schweigend an und sagte nach einer Pause, während welcher Jener, ohne die Hand vor den Mund zu halten, in ungeschliffener Weise gegähnt hatte, schroff: „Ich kann Sie nicht annehmen, ich habe eben einen zu tiefen — Einblick in Ihr Inneres gethan!“

— Ein Ungläubiger. „Hier meine Hand! Sie bekommen meine Tochter zur Frau und ein Heirathsgut von 20,000 Mk., davon gebe ich Ihnen 5000 Mk. gleich nach der Hochzeit und den Rest so nach und nach, wie mir meine Augenstände eingehen.“ — „Abgemacht, lieber Schwiegervater, aber — mit dem Heirathen warten wir lieber, bis Sie Alles beisammen haben.“